

INLAND

Ausser der SVP haben gestern alle grossen Parteien der Schweiz getagt.

SEITEN 21/23

AUSLAND

Russlands Hellseher und Magier profitieren von der unsicheren Wirtschaftslage.

SEITE 24

KULTUR

Grosse amerikanische Kulturhäuser geraten wegen der Finanzkrise unter Spardruck.

SEITE 25

SPORT

David Nalbandian fordert heute im Final in Basel Lokalmatador Roger Federer.

SEITE 28

SPORT

Der FC Zürich fegt im Spitzenkampf den FC Aarau gleich mit 4:0 vom Platz.

SEITE 30

SONNTAGSINTERVIEW: MATHIAS BINSWANGER

«Die Banken setzen perverse Anreize»

Der Ökonom und Glücksforscher Mathias Binswanger kritisiert die Lohnpolitik der Banken: Ohne deren Anreize zur kurzfristigen Gewinnmaximierung gäbe es keine Finanzkrise. Und die Banker wären zufriedener Menschen.

Mit Mathias Binswanger sprach Franziska Ramser

Herr Binswanger, die hohen Gehälter der Bankmanager kommen in der aktuellen Finanzkrise stärker unter Beschuss als je zuvor. Ist die Empörung berechtigt oder handelt es sich um eine reine Neid-Diskussion?

Mathias Binswanger: Die Diskussion ist absolut berechtigt – die Entlohnungssysteme in den Banken sind der Hauptgrund der momentanen Finanz-

krise. Wenn man perverse Anreize setzt, muss man sich über perveres Verhalten nicht wundern.

Was meinen Sie mit «perversem Anreizen»?

Binswanger: So wie in der Finanzindustrie die Stimuli gesetzt, also Boni versprochen und ausgeschüttet werden, lohnt es sich für die Banker, nur auf den kurzfristigen Gewinn zu schauen und das Risiko zu vernachlässigen. Genau das haben die Banker dann auch getan und so ihr Einkommen maximiert. Aus ökonomischer Sicht kann man ihnen gar keinen Vorwurf machen.

Finanzielle Anreizsysteme greifen offenbar zuverlässig: Mehr verdienen wollen alle – auch die, die bereits Millio-nengehälter haben. Warum ist das so?

Binswanger: Weil für den Menschen viel entscheidender ist, wie viel er im Vergleich zu anderen verdient, als wie viel er absolut erhält. Jeder vergleicht sich mit Leuten, die eine ähnliche Arbeit ausüben. Das gilt auch in der Finanzwelt. So entsteht ein Wettbewerb auf hohem Niveau, in dem jeder mehr verdienen will als andere in vergleichbarer Position. Mit realen Bedürfnissen hat der Wunsch nach mehr Einkommen auf diesem Level gar nichts mehr zu tun. Würde man das zusätzlich verdiente Geld dieser Leute heimlich wieder von ihrem Konto entfernen, dann bemerkten sie es wahrscheinlich nicht einmal.

Es geht einem also dann besser, wenn man mehr erhält als der Nachbar?

Binswanger: Die, die mehr haben als andere, sind tatsächlich zufriedener. Aber auf der anderen Seite gibt es diejenigen, die unzufrieden sind, weil sie weniger haben. Die Gesamtheit kann also nicht gewinnen. Es ist ein Nullsummenspiel.

Waren die Banker mit ihren Spitzen-salären weit über dem Einkommens-durchschnitt also bis vor dem Crash sehr zufriedene Menschen?

Binswanger: Nicht unbedingt. Denn hohes Einkommen bezahlt man in der Regel mit Stress und mit einem Mangel an Freizeit. Das macht auch nicht wirklich glücklich. Und auch hier spielt wieder das Relativitätsdenken mit: Natürlich haben diese Banker sehr viel verdient im Vergleich zum Rest der Bevölkerung. Das eigene Gehalt wird aber am unmittelbaren Umfeld gemessen. So können auch Leute, die an normalen Massstäben gemessen sehr viel verdienen, mit ihrem Gehalt unzufrieden sein – weil es solche gibt, die noch mehr verdienen.

Geld als absoluter Wert macht also nicht glücklich?

Binswanger: Nein, das hat sich auch in wissenschaftlichen Erhebungen gezeigt: In den ärmeren Ländern gibt es zwar einen Zusammenhang zwischen durchschnittlichem Einkommen und Glück. Aber wenn ein bestimmtes Niveau erreicht ist – das liegt bei etwa 20 000 Dollar Einkommen pro Kopf und Jahr –, kann man keinen Zusammenhang zwischen Geld und Glück mehr feststellen. In entwickelten

Ländern steigt die durchschnittliche Zufriedenheit nicht mit dem Einkommen an.

Es macht nicht glücklich – dennoch laufen ihm die meisten hinterher. Was versprechen wir uns denn vom Geld?

Binswanger: Man glaubt, man wäre zufriedener, hätte einen höheren Status, mehr Ansehen, mehr Sicherheit und mehr Möglichkeiten, wenn man mehr Geld hätte – aber dieses Streben erreicht nie einen Endpunkt, es läuft immer weiter. Das ist der Treitmühleneffekt: Man kann nicht aussteigen, weil die Illusion des Glücks davon immer aufrechterhalten bleibt – aber nie erfüllt wird.

«Wer mehr hat als andere, ist auch zufriedener.»

Was macht denn glücklich?

Binswanger: Nun, mit dieser Frage beschäftigen sich Philosophen seit Tausenden von Jahren. Fest steht aber: Ein Teil ist genetisch bedingt. Es gibt einfach Leute, die fähiger sind, glücklich zu sein als andere – dieser Faktor dürfte etwa 50 Prozent des Glückseins ausmachen. Die anderen 50 Prozent hängen von den Lebensumständen ab. Eine zentrale Rolle spielt das Sozialleben. Auch eine erfüllende Tätigkeit ist wichtig: Wenn man motiviert ist, etwas zu tun, trägt das viel zur Zufriedenheit bei. Nur wird die intrinsische Motivation heute zunehmend verdrängt. Stattdessen wird Motivation mit Zuckerbrot und Peitsche, meist mit finanziellen Anreizen, erzeugt. Man simuliert also auch unternehmensintern eine Marktsituation und setzt so Anreize, immer noch

mehr zu arbeiten. Damit schafft man aber genau jene Bedingungen, die dem Glück abträglich sind.

Mehrverdienst macht also nicht glücklich, Verlust aber erst recht nicht. Wie unglücklich sind die Anleger, die in der Finanzkrise Geld verloren haben?

Binswanger: Das Geld an der Börse wird meist von Leuten angelegt, die dieses gar nicht brauchen. Vorher hat es sich künstlich vermehrt, jetzt ist es künstlich wieder geschrumpft – aber weder das eine noch das andere hat diese Leute wirklich betroffen. Dann kommt noch das so genannte mental accounting dazu: Menschen bewerten Einnahmen und Ausgaben ganz unterschiedlich, je nachdem, für was das Geld ausgegeben wird. So können sich Leute über einen Franken Parkgebühr aufregen, die an der Börse ohne mit der Wimper zu zucken Tausende von Franken verspielen.

Dennoch: Verlieren kann nur, wer Geld hat. Geht es in einer Krise wie der aktuellen also für einmal jenen besser, die nichts haben?

Binswanger: Ja – denn die verlieren nichts und können sich noch über die Verluste der anderen freuen. Sowieso gilt: Je mehr Geld man hat, desto mehr Gedanken muss man sich darüber machen, wie man den Wert des Vermögens vermehren kann. Und man kann nie genug Sicherheit haben, das Bedürfnis wächst immer weiter. Das Sicherheitsgefühl ist weniger eine Frage des Geldes als des Charakters: Manche Leute fühlen sich einfach sicherer als andere.

Der Ausstieg aus der «Tretmühle» ist ja primär eine individuelle Angelegenheit. Könnte die Finanzkrise aber auch eine Chance für eine gesellschaftliche Kursänderung sein, weg vom Maximierungswahn?

Binswanger: Ich glaube nicht, denn da gibt es ein tiefer liegendes Problem: Die heutige Wirtschaft funktioniert nur, wenn sie wächst, und das Wachstum hängt von eben diesem relativen Wettbewerbsdenken ab, zumindest in entwickelten Ländern. Denn in diesen sind die Märkte eigentlich gesättigt. Ginge es etwa beim Autokauf nur um Mobilität, wäre der Automobilmarkt kein Wachstumsmarkt mehr. Aber wenn man auf relative Bedürfnisse abstellen kann – also darauf, dass jeder das bessere Auto als sein Nachbar will –, dann ist der Markt ungesättigt und das Wachstum geht weiter. Das ist ein Dilemma: Einerseits werden die Menschen mit mehr Einkommen nicht glücklicher, andererseits funktioniert die Wirtschaft nur, wenn die Leute immer mehr Einkommen wollen. Aber es ist natürlich eine Frage des Masses. Wir könnten durchaus ein wenig zurückschrauben, und die Wirtschaft würde noch immer gut funktionieren.

Forschen zwischen Glück und Geld

Mathias Binswanger wurde 1962 in St. Gallen geboren. Er studierte Volkswirtschaftslehre an der Universität St. Gallen und promovierte an der Universität im deutschen Kassel in Wirtschafts- und Sozialwissenschaften. Binswanger arbeitet als Professor für Volkswirtschaftslehre an der Fachhochschule Nordwestschweiz in Olten (Zürich) und als Privatdozent an der Universität St. Gallen. Seine Forschungsschwerpunkte liegen in den Bereichen Makroökonomie, Finanzmarkttheorie, Umweltökonomie sowie in der Erforschung des Zusammenhangs zwischen Glück und Einkommen. Sein 2006 erschienenes Buch «Die Treitmühlen des Glücks» wurde in der Schweiz zum Bestseller. (ram)



«Die Banken setzen perverse Anreize»

FORTSETZUNG VON SEITE 19

Dieser Tage wird heftig über die Neu-regulierung der Finanzwelt diskutiert. Wie müsste die Branche hinsichtlich der Glücks- statt Gewinnmaximierung organisiert sein?

Binswanger: Das Wichtigste ist, die perversen Anreize, die das Treitmühlen-Denken noch künstlich anheizen, zu beseitigen. Heute ist man der Illusion verfallen, dass man, wo es keine Märkte gibt, diese simulieren müsse. Das gilt für Unternehmen, aber auch der Staat macht mit – etwa indem in der Wissenschaft alle Exponenten dazu angehalten werden, möglichst viel zu publizieren. Diese künstlichen Wettbewerbe haben aber einen kontraproduktiven Effekt: Erstens führen sie gar nicht zu guten Resultaten; zweitens bewirken sie, dass man sich ständig mit anderen vergleicht und so permanent unzufrieden bleibt.

Wer soll denn diese Anreizsysteme ändern? Ist das wirklich die Aufgabe der Staaten, die den Banken nun zu Hilfe eilen, im Gegenzug aber die Regeln mitbestimmen?

Binswanger: Die Banken werden die Strukturen nicht von sich aus ändern – sie haben ja kein Interesse daran. Darum braucht es tatsächlich gewisse staatliche Regelungen. Denn hier spielt auch das Gefangenendilemma: Keine Bank legt sich als erste Regulierungen auf, denn damit würde sie sich in Nachteil gegenüber den anderen setzen. Es braucht deshalb von aussen gesetzte Grundregeln.

Sind Begrenzungen der Managerlöhne, wie sie in Deutschland eingeführt wurden, sinnvoll?

Binswanger: Sie sind zumindest eine sehr effektive Massnahme. Deutschland hat absolute Begrenzungen eingeführt, ich habe immer für relative

Begrenzungen plädiert: Das höchste Einkommen in einer Firma sollte nicht mehr als ein bestimmtes Vielfaches des tiefsten Lohns betragen. Ein Faktor von 20 ist vielleicht angemessen. Das klingt nach viel, aber in der Vergangenheit haben die Spitzengehälter diesen Wert weit überschritten.

«In der Finanzwelt wurde massiv übertrieben.»

Wird sich denn das globale Finanzsystem mit der Krise fundamental verändern?

Binswanger: Nein, denn da hat niemand ein Interesse dran. Die Staaten haben massiv eingegriffen, man wartet nicht darauf, dass der Markt selbst Korrekturen vornimmt. Das war bei der Weltwirtschaftskrise 1929 der Fall – mit verheerenden Folgen. Der staatliche Eingriff war sicher richtig. Unsere heutige Wirtschaft ist sowieso eine Mischung aus Staat und freiem Markt.

Letztlich war es ja der amerikanische Staat, der die aktuelle Krise ermöglicht hat, indem er die Banken lange Zeit quasi gratis mit zusätzlicher Liquidität versorgt hat. Die Finanzinstitute suchten deshalb nach weiteren



«Der Markt wird nicht selbst Korrekturen vornehmen»: Mathias Binswanger begrüsst staatliche Eingriffe in die Finanzbranche.

Möglichkeiten für profitable Geschäfte. Und so begannen sie, auch an nicht kreditwürdige Kunden im grossen Stil Hypothekarkredite zu vergeben.

Es fehlte also an vernünftigeren Anlagemöglichkeiten?

Binswanger: Die traditionelle Vorstellung ist, dass die Finanzmärkte dazu da sind, Ersparnisse möglichst effizient bestimmten Institutionen zuzuführen, und so also der realen Wirtschaft dienen. Aber der Finanzsektor hat längst eine eigene Dynamik und ganz eigene Möglichkeiten, Profit zu erwirtschaften, entwickelt. Das funktioniert immer dann, wenn spekulative Blasen entstehen. Da es in der Realwirtschaft gar nicht genügend Anlagemöglichkeiten gibt, muss der Finanzmarkt künstlich neue Investitionsmöglichkeiten schaffen. Je mehr Geld aber in diesem System steckt, desto attraktiver wird die Spekulation. Im Verhältnis zur Grösse der Realwirtschaft ist zu viel Geld da. Dennoch funktioniert das System grundsätzlich sehr gut, Probleme gibt es immer erst dann, wenn übertrieben wird – und in den letzten Jahren wurde in der Finanzwelt massiv übertrieben.